

Speichel, Erde, Hoffnung – eine Lichtbehandlung Jesu

Predigt über Joh 9,1-7, von Pfr. Matthias Arnold

1Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war. 2Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist? 3Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm. 4Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. 5Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. 6Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden 7und sprach zu ihm: Geh zu dem Teich Siloah – das heißt übersetzt: gesandt – und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Da ist ein Mensch, dessen Leben verlief bisher in den traurigen, vorgezeichneten Bahnen. Blindgeboren ist sein hartes Schicksal das Leben eines Bettlers; ausgeschlossen nicht nur von der Erwerbsarbeit, sondern mit seinem Gebrechen ist er auch religiös ein Außenseiter; er darf nicht in den Tempel, um dort zu beten.

Ich frage mich, welche Flamme in diesem Menschen eigentlich noch brennt? Blind geboren, und zu allem Übel noch von den religiösen Autoritäten vom Gottesdienst ausgeschlossen! Was mag in so einem Menschen vor sich gehen; wäre es nicht zu erwarten, dass solch ein Bettler nach all den Jahren – wir erfahren ja nicht, wie alt er war, vielleicht ein junger Erwachsener – dem Glauben an Gott den Abschied gibt, oder seinen Glauben zumindest irgendwo im hintersten Schubfach seiner Seele verstaut. Klar, er bleibt ein Jude, aber als kultisch Unreiner kann er nicht mitfeiern, ihm bleibt der Tempel verschlossen.

Ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Ein ganz klein wenig können wir das heute vielleicht nachfühlen, nachdem wir nun wissen, wie es sich anfühlt, wenn wochenlang der Gang in den Gottesdienst ausbleibt. Was für uns nur wenige Wochen dauerte, ist für den Blindgeborenen ein Lebensschicksal. Seine Perspektive ist: Ein Leben vor der Tür des Tempels. Als Blinder wird er wohl ein ausgesprochen feines Gehör gehabt haben. Es kann gut sein, dass er hörte, was die Jünger Jesus fragten: „*Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?*“ Bestimmt war er es gewohnt, dass die Leute mehr über ihn sprachen als mit ihm.

Ein Mensch als Objekt für Spekulationen, niemand, den man anspricht, sondern den man betrachtet.

Bei diesem traurigen Leben wäre eigentlich zu erwarten gewesen, dass der Blindgeborene eine Art Hornhaut über der Seele bekommt. Abgestumpft von seiner Existenz am Rande. Aber nun geschieht etwas ganz Außergewöhnliches.

Ich stelle mir vor, wie es dem Mann durch Mark und Bein geht, wie elektrisiert hört er die Worte Jesu. *„Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“*

An dem Blinden läuft also gerade jemand vorrüber, der entweder vollkommen übergeschnappt ist, oder von dem wirklich etwas zu erwarten ist. Der Blindgeborene steht vor der Wahl: Entweder er hält sich diesen Menschen, der so von sich redet, vom Leibe, notfalls mit Händen und Füßen, oder er lässt ihn an sich heran.

Er entscheidet sich für Letzteres. Was folgt, ist eine ziemlich klebrige Angelegenheit. Eine Behandlung mit Speichel und Erdstaub von der Straße, und dann eine Wegweisung, ein Wort Jesu: *„Geh zu dem Teich Siloah und wasche dich!“*

Mal ehrlich: Würden Sie das bei sich zulassen? Klar, in Corona-Zeiten ohnehin nicht, Speichel gilt als Risikoflüssigkeit Nummer eins. Aber lassen wir Corona einmal beiseite. Ist das nicht auch ohne erhöhtes Hygienebewusstsein eine Zumutung? Speichel und Brei aus Erde, und das als Salbe auf die Augen aufgetragen, verbunden mit dem Auftrag es am anderen Ende der Stadt, am Teich Siloah, wieder abzuwaschen.

Jesus verlangt diesem Mann schon einiges ab! Als aufgeklärter Zeitgenosse mag man hier fragen: Hätte Jesus den Mann nicht auch einfacher heilen können. Einem Blinden so nahezukommen, und ihn dann noch in seiner Blindheit durch die halbe Stadt zu schicken? Ist das nicht eine Zumutung?

Eine Frage, die vielleicht typisch ist für unsere Zeit. *„Hätte Jesus nicht auch.....“* Je länger wir leben, desto mehr Ergänzungen fallen uns ein zu diesem Satz: *„Hätte Jesus nicht auch.....“*

Hätte er mich nicht auch einen anderen Beruf ergreifen lassen, wo ich nun an meiner Tätigkeit krank geworden bin?

Hätte er mich nicht auch einen anderen Partner finden lassen, wo ich jetzt doch weiß, dass wir einfach zu verschieden sind?

Hätte er den Arzt damals nicht die Augen öffnen können, damit der gleich die richtige Therapie für mich gefunden hätte?

Und wieder zurück beim Blindgeborenen: Hätte Jesus das nicht einfacher machen können. Warum diese Grenzüberschreitung, warum Speichel und Erde auf den Augen und ein tastender Gang quer durch die Stadt?

Was für ein Wagnis; das einzige, was der blinde Mann hat, ist das Wort Jesu, das er zuvor gehört hat: „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“

Und wissen Sie was: Dieses Wort hat Jesus noch nicht einmal dem Blinden persönlich zugesagt. Er spricht es als Antwort auf die Frage seiner Jünger. Der Blinde ist nur Zuhörer. Und dennoch: Dieses Wort hat eine Wirkung. Er macht sich auf den Weg! Er tastet sich voran, durch die Stadt, dem Teich Siloah entgegen. Mit nichts als einer klebrigen Augensalbe, und einem Wort der Verheißung im Herzen. „Geh hin!“

Liebe Gemeinde, ist dieser Blindgeborene wirklich so anders als wir? Freilich, auf der Oberfläche ist sein Leben mit unserem nicht vergleichbar, scheint Lichtjahre entfernt von unserem Alltag. Aber auf den zweiten Blick, im Lichte Jesu betrachtet, frage ich mich: Gleicht unser Leben nicht in einem tieferen Sinne doch dem des Blindgeborenen?

Wir hören große Worte, Jesu Worte, in der Bibel stehen sie uns offen; wir müssen uns nur aufmachen Sonntag morgens, oder ins Bücherregal greifen, und die Evangelien aufschlagen, oder sie uns aufs Smartphone holen. Aber wir lesen oder hören, und vernehmen diese Worte wie Außenstehende. Wir hören Worte, und fragen uns: Ein Wort für mich? Ein Wort, das *mir* gilt? Die Worte Jesu, die uns die Evangelien berichten, sind zunächst nicht an uns persönlich gerichtet. Sie haben einen Ort in der Geschichte. Jesus hat sie gesprochen zu seinem jüdischen Volk. Aber dann geschieht etwas ganz Wunderbares. Die Botschaft Jesu weitet sich aus. Die Kirche Jesu Christi betritt die Bühne der Welt, und die Frohe Botschaft von Jesus Christus begibt sich auf die große Reise, die bis heute andauert. „Geht hin, und predigt das Evangelium aller Kreatur“. Wir sind eigentlich die Bettler, die Heiden, die Menschen draußen, die keinen angestammten Zugang zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs haben. Aber die Botschaft des Evangeliums kommt uns zugute. Jesu Worte, treu von den ersten Zeugen überliefert, sind eine Lichtbehandlung für uns. Jesus wendet sich uns zu. Er beugt sich herab zu uns und bestreicht unsere mit Blindheit geschlagenen Augen mit seiner heilsamen Salbe. Die Salbe ist das Evangelium, die großartige

Botschaft vom Sieg über den Tod und der Freiheit der Kinder Gottes; die Nachricht, dass wir mit Gott leben, sterben und auferstehen können.

Und wie gehen wir mit dieser Salbe um?

Wie oft müssen wir eine Salbe aus der Apotheke auftragen, damit sie ihre heilsame Wirkung entfaltet? Einmal, zweimal, zehnmal?

Ich denke, je gravierender das Problem ist, umso öfter, und umso länger.

Und unser Problem ist gravierend, es wiegt schwer. Wir sind immer wieder mit Blindheit geschlagen, aber das schlimmste ist: Wir wissen es nicht! Wir meinen, wir hätten schon verstanden. Aber beim Christsein geht es weniger um Verstehen, mehr ums Nachfolgen. Jesus setzte den Blindgeborenen durch sein Wort in Bewegung: *Geh hin und wasche dich!* Und er geht hin, er macht sich auf den Weg!

Sind wir dazu überhaupt bereit?

Ist es nicht viel bequemer, dort wo wir sind, sitzenzubleiben, und uns einzugraben in dem, was schon immer war, was funktioniert, was „sich eingespielt hat“? Wir haben es doch, verglichen mit dem Blindgeborenen, recht komfortabel.

Stattdessen stellen Menschen Jesus harte Gegenfragen: „Warum all das Brimborium, kannst du mir nicht gleich helfen, hier und heute, wo ich sitze.“

Ich sitze hier fest, mit all meinen Zweifeln, mit all meiner Müdigkeit, mit meiner stillen Verzweiflung, und ich habe mich eingegraben und meine Wunden verbunden, die mir das Leben geschlagen hat. Und jetzt kommst du, Jesus, und schickst mich mit dieser kümmerlichen Salbe auf eine Reise ins Ungewisse?

Wir sind nun an dem Punkt angekommen, wo wir uns selbst fragen müssen. Soll es das gewesen sein? Ich kann mein ganzes Leben an diesem Punkt sitzenbleiben. Ich habe Jesu Stimme gehört, und ich finde, es reicht nicht, er müsste mehr liefern, damit ich ihm vertrauen kann. Vielleicht wenigstens eine bisschen Sehkraft, ein bisschen mehr Hoffnung, ein wenig mehr Leichtigkeit...

Aber es bleibt dabei: Jesus rührt uns an, mit ganz irdischen Mitteln, ein bisschen Erde, ein bisschen Speichel, und ein Auftrag, geh hin....ein bisschen Vertrauen in das Wort, das und Jesus nahe bringt, ein bisschen Aufatmen; lassen wir uns auf diese unscheinbare Augensalbe ein, oder nicht? Bleiben wir geduldig, und tragen wir sie immer wieder auf? **Lassen wir uns Jesu Worte unter die Haut gehen?**

Ein Schiffbrüchiger treibt im offenen Meer. Er ist vom Ertrinken bedroht. Er hat die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, dass das Schiff, von dem ihn eine Welle über Bord gespült hat, umkehren könnte, um ihn suchen. Aber je länger er im Wasser treibt, umso mehr schwindet die Hoffnung.

Als er sich schon fast aufgegeben hat taucht in der Nacht plötzlich ein Licht auf. Angestrengt und mit letzter Kraft fixiert er das Licht am Horizont – und kommt zu der Erkenntnis: Das Licht bewegt sich nicht, es kann kein Schiff sein. Der Schiffbrüchige verliert die Hoffnung und geht unter.

Am anderen Morgen wird der Ertrunkene an der nahegelegenen Küste angeschwemmt; der Leuchtturmwärter findet ihn am Strand. Was der Schiffbrüchige in der Nacht gesehen hatte, war das Licht des Leuchtturms gewesen; aber er hatte so sehr auf *ein Schiff* gehofft, dass er das rettende Licht des Leuchtturms nicht gesehen hat; gefangen in seiner eigenen Erwartung, wie die Rettung denn von statten gehen müsse, war er blind geworden für die Küste, die bereits in Sichtweite gekommen war.

Gott lässt sein Licht leuchten; aber oft anders, als wir das erwarten.

Es geht rau zu in dieser Welt, und die Güter sind scheinbar ungerecht verteilt. Einer muss um seinen Arbeitsplatz fürchten, ein anderer nicht.

Der eine übersteht eine Corona-Infektion ohne Folgen, ein anderer geht schwer angeschlagen aus der Krankheit hervor.

Einer hat eine heile Familie, dem anderen zerbricht sie durch Trennung. Ein Kind geht seinen Weg mit großer Leichtigkeit und frei von Sorgen, ein anderes stolpert von Krise zu Krise.

Im Bereich unserer Wahrnehmung, dort, wo Schönes und Schweres auf unserem Lebensweg an uns herandrängt, herrscht offenbar ein Mangel an Gerechtigkeit. Und manch einer mag sich fragen: Womit habe ich das verdient? Was habe ich verbrochen, dass mir der Wind so hart ins Gesicht bläst?

Geistlich können solche Fragen zur Anfechtung werden: Was habe ich verbrochen, dass mir *das* widerfährt, dass ich *dieses* Unglück tragen muss?

Im Hören auf das Evangelium sollen wir frei werden von solch quälenden Fragen!

Das Leid in unserem Leben hat seinen Sinn nicht in den Ursachen; wir sollen nicht Fragen nach dem Warum. Jesus weist die Frage seiner Jünger ab: *„Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?“* Jesu Antwort ist hier glasklar: *„Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.“* Wir sollen also weder bei unserem eigenen Leid nach dem „Warum“ fragen, noch bei dem Leid der anderen. Wir sind aber auch nicht dazu verdammt, das Erlittene zu verdrängen. Das wäre ja auch untragbar. Verdrängtes Leid drückt an die Oberfläche.

Wie also mit dem Leid umgehen? Wie einen Sinn erkennen, wenn uns nicht wie dem Blindgeborenen von Jesus das Gebrechen wundersam genommen wird? Was, wenn kein Zeichen an mir geschieht, und ich nach wie vor als Schiffbrüchiger treibe im Meer meiner Gefühle, Ängste und Zweifel?

Jesus sagt am Ende des Johannesevangeliums, am Schluss von Kapitel 20 zum zweifelnden Thomas: *„Weil du mich gesehen hast, darum glaubst du? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“*

„Die nicht sehen“, das sind wir! Die Nachgeborenen, welche die Wunder Jesu nicht schauen konnten. Wir haben Gottes Schöpfermacht, ja seine Herrlichkeit, mit der er alle Dinge zum Guten wenden kann, nicht so massiv vor Augen, wie die Menschen zurzeit von Jesu irdischem Leben.

Und jetzt liegt es an uns, wie wir mit dem anvertrauten Wort umgehen wollen. Lassen wir uns in Bewegung versetzen, oder bleiben wir sitzen. Treiben wir weiter im Meer der offenen Fragen, oder fangen wir an, dem Licht, das uns aufleuchtet, zu vertrauen?

Diese Begebenheit von der Heilung des Blindgeborenen ruft uns auch unsere eigene Ausgangslage in Erinnerung: Als Menschen werden wir geistlich blind geboren, alle! Mag Jesu Licht uns auch klein erscheinen, so ist es dennoch sein Licht, das uns leuchtet in seinem Wort, in einem Gebet, das jemand für uns spricht.

Sein Wort leuchtet uns doch nach Hause, und sei das Licht auch noch so klein am Horizont.

Sein Wort, das er uns auftragen will wie eine Salbe, in Geduld, immer aufs Neue.

Heute und morgen sei es die heilsame Salbe auf unserer Seele und ein Licht auf unserem Wege. Amen.